

Zeitschrift: Geistesfreiheit
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 5 (1926)
Heft: 10

Artikel: Staatstum und Bürgertum [1. Teil]
Autor: Sternbach, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vereinigt, enthalten würde; ihre Weltanschauung ist kindisch, ihre Moral empörend».

Voltaire schreibt über dieses Kapitel: «Es ist keine Seite in dem sog. heiligen Buch, in der Bibel, die nicht Fehler gegen Geographie, Chronologie, Naturgesetze, Geschichte, gesunden Menschenverstand, Ehre, Rechtlichkeit und Moral enthält. Die Bibel ist unglaublich, es fehlt ihr fast jedes unterstützende profangeschichtliche Zeugnis, sie trägt das Siegel des Betruges auf ihrer Stirne und wimmelt von Widersprüchen. Sie ist selbst religiös minderwertig, ist direkt lächerlich in ihren Widersprüchen mit der modernen Wissenschaft (schon damals zu Voltaires Zeiten, wie viel mehr erst heute) und vor allem auch z. T. moralisch minderwertig».

Die Bibel liess aus Nichts die Welt erschaffen, für die Naturwissenschaft aber gilt das fundamentale Gesetz von Stoff und Kraft.

Nun noch ein Zitat aus der sozialistischen Welt. Karl Marx schreibt: «Die religiöse Welt ist nur der Reflex der wirklichen Welt. Dieser religiöse Widerschein kann nur verschwinden, wenn die Verhältnisse des täglichen Lebens der Menschen vernünftige Beziehungen zu einander und zur Natur produzieren, wobei der mystische Nebelschleier vor dem Produkt frei gesellshafteter Menschen verschwinden muss. Der Mensch, der in der Phantasie des Himmels nur die Projektion seines eigenen Ichs nach aussen gefunden hat, wird nicht mehr geneigt sein, sich mit dem Himmel zu begnügen. Der Mensch macht die Religion, nicht die Religion den Menschen, und zwar ist sie das Selbstgefühl desjenigen, der sich selber entweder noch nicht gefunden, oder sich schon wieder verloren hat. Da daher die Religion, an sich inhaltlos, nicht vom Himmel, sondern von der Erde lebt, wird sie von selbst mit der Auflösung ihrer verkehrten Realität erledigt sein. Will jemand vom Wesen der Religion sprechen, d. h. von einer materiellen Grundlage dieses Unwesens, so hat er dies weder im Wesen des Menschen, noch in den Prädikaten Gottes zu suchen, sondern in der von jeder Stufe der religiösen Entwicklung durchdrungenen vorgefundenen natürlichen Welt. Die Religion ist nur die illusorische Sonne, die sich um den Menschen bewegt, solange der Mensch selbst stillsteht und sich nicht um sich selbst bewegt.»

Aus allen diesen Zitaten berühmter Männer ersehen wir, mit welcher Macht für Wahrheit, Gerechtigkeit und Bildung gekämpft wird. Und nun das Resultat? Die Kirchen sind überfüllt, Aberglaube und Dummheit triumphieren heute in allen Ländern und auf allen Gebieten ärger, denn je. Wenn Literatur zu wirken vermöchte, wenn sie Gehirne umbilden könnte und den Rhythmus des Herzschlages gefühlsmässig bestimmen würde, so müsste es heute weder Menschen geben, welche unterhalb des geistigen Lebens wohnen, noch solche, welche in dünkelfhafter Selbstüberhebung vor vergangener, eisiger Unfruchtbarkeit Änderung treiben. Könnten Bücher mit der ganzen Kraft ihres Wesens die Welt erobern und umbilden, es gäbe nach «L'Assomoir» von Zola keine Trunkenbolde, nach «Nana» keine Prostitution, nach «Germinal» keine Ausbeutung, nach «Débacle» keinen Krieg, nach «Lourdes» keinen Klerikalismus mehr.

Doch trotz dieser Mißerfolge ist es Pflicht aller denkenden und wahrhaften Menschen, den Mut nicht zu verlieren und weiter zu arbeiten. Wir wollen und können nicht glauben, daß die Vernunft nach dem Weltkrieg hoffnungslos im Kampfe mit dem unheilbaren Wahnsinn der ganzen zivilisierten Welt untergeht.

Der Mensch von heute, der verlangt, daß die Eisenbahn in der Stunde 100 Kilometer, das Automobil 80 Kilometer, das Flugzeug bis 200 Kilometer zurücklege, schreitet in seiner Erkenntnis ruhig schrittweise seine 4–5 Kilometer, aber er geht doch damit immer vorwärts. Ist dies nicht komisch, diese technische Ueberforderung und daneben diese geistige Genügsamkeit?

Bei den Weltanschauungsfragen wird der alte Grundsatz von neuem illustriert, daß die Natürlichkeit und die Wahrheit ihre Wurzeln im Einfachen haben und daher auch für die ganze Menschheit verständlich sein sollten, in dem

Sinne etwa, wie die ewig einfache Natur dem Blick des Naturforschers sich präsentiert. Dabei ist aber die Frage zu beantworten: «Was ist Natur? Natur ist ein Wort, dessen wir uns bedienen, um die unermessliche Menge der Wesen, der verschiedenen Stoffe, der zahllosen Verbindungen, aller Bewegungen, die wir wahrnehmen, zu bezeichnen. In der Erkennung dieser Verhältnisse liegt im Prinzip die Grundlage der natürlichen Weltanschauung. Und die Naturgesetze sind nichts anderes, als die sich äussernden Wirkungen der den Stoffen innewohnenden Eigenschaften.

Für die Lösung dieser Weltanschauungsprobleme ist also jede Mystik abzulehnen; einzig und allein gültig dafür ist die Biologie. «Wenn auch heute noch vieles unerforscht ist», sagt treffend Prof. Kammerer, «so ist doch nichts unerforschlich.»

Staatstum und Bürgertum.

Von Hermann Sternbach.

Die Meisten sprechen die Worte «Staat» und «Gemeinschaft» in einem Zuge aus. Sie mögen wohl glauben, daß sich die beiden Begriffe wie auch die Wesenheiten, die sie begreifen, vollständig decken, dasselbe seien. Das sind sie aber nicht. Wiewohl der Staat von der Gemeinschaft ausgeht und ihr sein Werden, Sein und Dasein verdankt, weicht sein Wandel in Art und Wollen so weit von dem seiner Gebälerin ab, daß man in diesem Falle mit Recht das Kind als Muttermörder bezeichnen kann. Der historische Staat ist kein natürlicher Zweig an dem Baume der Menschheit. Er wurde dem Stamm künstlich aufgepfropft, um ihn zu verzehren. Der historische Staat ist keinem ethischen Urtrieb entwichen, ist folglich auch nicht als Höhepunkt einer aus inneren Kräften aufsteigenden Entwicklungsreihe anzusehen. Er ist nichts weniger als höchste Offenbarung der Vernunft. Er ist ein Uebel, möglicherweise gar nicht der Uebel bestes. Er ist der Ausdruck menschlicher Unzulänglichkeit. Denn wenn alle Menschen vollkommen wären, würde es keine Staaten geben, würde man keiner bedürfen. Es gäbe dann keine Vaterländer; wir wären allesamt «vaterlandslose Gesellen», aber die ganze Welt wäre uns Heimat und alle Menschen wären uns Brüder.

Den Staat hat das Tier im Menschen geschaffen.

Die Organisationen vorhistorischer Epochen waren auf dem klassen- und standesfremden Prinzip der Bruderschaft, Gemeinschaft und Genossenschaft aufgebaut. Sie kannten weder politische noch soziale Unterschiede. Ihr Häuptling war ihr Führer, nicht ihr Herrscher. Der Gedanke, aus der Führerschaft einen einträglichen arbeitslosen Genuß in der Folge für sich zu schließen, lag ihm fern, gleich wie der Versuch, aus dem Grund der Führerschaft die Geführten zu seinen persönlichen Diensten zu bewegen oder gar zu zwingen. Er führt sie, ohne sich über sie zu erheben, erheben zu wollen; er fühlt sich ihnen gleich und weiß sich ihnen brüderlich verbunden. Seine Führerschaft ist ihm nichts anderes als Seinesgleichen geleistete brüderliche Hilfe, keine von einem höheren Wesen ihm, nur ihm zugedachte Gnade, die ihn zu besonderen Ansprüchen irgendwie berechtigte.

Der erste Staat ist ein Gewaltakt, ein Uebergriß der Macht vor dem Recht. Der stärkere Verband überfällt den schwächeren, plündert und beraubt dessen Angehörige, macht sie sich untätig und errichtet auf erobertem Gut und Boden einen Staat als Quelle des Nutznießens für die siegreichen Eroberer, die der Besiegten Arbeit, Mühe und Erwerb als ihr Eigentum erachten und damit nach ihrem Belieben und ausschließlich zu ihren Gunsten schalten und walten. Der Sieger herrscht, der Besiegte ist Sklave. Der Herrscher wächst an der Sklaverei der Untertanen. Der früher Heimische wird im neuen Staat, also auf seinem eigenen Boden, vorerst zum Fremden herabgedrückt, zum Minderwertigen, schlechter Gearteten. Es bedarf einer langen Zeit, bis in dem so entstandenen Staat die Scheidewände zwischen Sieger und Besiegten fallen, «der Fremde» zum «Menschen», zum Gleichwertigen wird und die Unterschiede sich derart verwischen, daß sie zu einem einheitlichen Wesen verschmelzen. Hierbei merkt der Einzelne nicht, wie gar so viel er von seinem eigenen Wesen abgeben muß, damit jenes größere Wesen wachse und gedeihe. Je mehr des Eigenen

der Einzelne abgibt, um so fetter gedeiht jenes andere Wesen, das sich Staat nennt und im Grunde am besten gedeiht, wenn die Einzelnen wesentlich zu sein aufhören. Der Staat entsteht und wächst auf Kosten allzu vieler Einzelner. Und Nietzsche hat gewiß nicht Unrecht, wenn er vom Staate behauptet, er sei eine Einrichtung, in welcher der Selbstmord Aller Leben heiße. Es erhellt daraus, wie gar so weit Staat und Gemeinschaft von einander liegen oder vielmehr, wie der Staat, ein Moloch, den Einzelnen und somit auch die Summe der Einzelnen, die sich Gemeinschaft nennt, verschlingt.

Manchen Staatstheoretikern ist der Staat höchste Offenbarung, der sichtbare Gott auf Erden, der Inhalt der Volksseele. Ihnen sind Volk, Vaterland und Staat dasselbe. Im Staat findet nach ihrer Ansicht die Seele des Volkes ihren Ausdruck, was nichts anderes besagen will, als daß der König der Einzigvernünftige, der von Gott Auserwählte sei und seiner besonderen Huld und Gnade sich erfreue. Hat die Seele des Volkes keinen König, in dem sie sich ausdrücken könnte, so tut sie es in der «Regierung», der allein die Geheimnisse aller Weisheit kund sind, jener Weisheit auch, die sich zumutet, besser als du selbst zu wissen, was dir frommt und förderlich ist. Diesen Theoretikern gilt der Einzelne nichts, höchstens als ein Rädchen oder Zähnnchen im dem Staatsmechanismus, durch den allein er erst Seele gewinnt. Sie kennen nicht die Ameise, nur den Ameisenhügel. Daß der Mensch auch als Einzelner ab und zu selbständig zu denken befähigt ist, mißachten sie.

Nach der zoologischen Staatstheorie ist der Staat ein Tier, ein großes Tier, und wir Einzelnen sind Einzelzellen, nur dazu da, den großen Organismus zu beleben und in seinem Wachstum zu fördern. Individuell unselbständig, verrichtet jede Zelle blindlings einen vom Organismus geforderten und nur ihm bekömmlichen Dienst, wie ihn etwa ein Nerv oder ein Blutstropfen im und für den Organismus verrichtet. Ebenso wenig wie Nerv oder Blutstropfen darf die Einzelzelle Mensch auf eigenes Sein und eigenen Wandel Anspruch erheben. Der Staat allein, und das heißt: die Regierung allein gibt dieses großen Tieres Gehirn ab, welches Zellen, Nerven, Muskeln und Gelenke leitet und ihnen gebietet. Wenn der Einzelne denkt, er sei ein ganzer Mensch, ein Organismus für sich, so räumt ihm die zoologische Staatsidee das Recht (oder vielmehr die Pflicht) des Blutstropfens, der Zelle, des Muskels, im besten Falle das der Zehe ein. Was darf eine «alleinstehende» Zehe wollen? Und was vermag sie? Nach dieser Theorie ist physiologische Sklaverei die einzig richtige Staatsverfassung. Aber auch diese Theoretiker machen einen Rechenfehler. Sie belieben nämlich das zu übersehen, was ihnen zum Vergleich nicht paßt, und

zwar daß der Mensch als Einzelwesen sich im großen Staatskörper dennoch als Ganzes für sich weiß, daß ihm ein Selbstbewußtsein eignet, wie man es der Zelle oder dem Blutstropfen im Körperorganismus nicht nachsagen kann, daß er sich als *freies* Wesen fühlt. Mag auch diese Freiheit auf Selbsttäuschung beruhen, so ist doch schon das Vorhandensein dieser sich vorgetäuschten Freiheit Tatsache genug, in dem Menschen etwas anderes als Zelle, Blutstropfen oder Nerv zu erkennen.

Die Theorien hinken. Der Mensch ist nicht das, als was ihn der Staat, beziehungsweise die Regierung haben möchte. Er ist mehr als Zehe und Zelle.

Der Staat, der aus Eroberung hervorgegangen ist, muß für sich sorgen, muß auf der Hut sein, wenn er sich erhalten will. Er betrachtet es also als seine Pflicht im Interesse der herrschenden Gruppe, die ihn ausmacht, die Grenzen nach außen zu schützen und eine gewisse Rechtsordnung nach innen zu wahren. (Nur auf diese Weise können ihm die Einkünfte zufließen, an denen er schmarotzt.) Und weil er das tut, lernt allmählich der Untertan ihn als eine vorteilhafte Notwendigkeit ansehen, der sich unterzuordnen ihm Pflicht wird. Er bekommt ein «Vaterland». Der Eroberer gibt es ihm, der aus Selbstsucht, zwecks gründlicher Ausbeutung Grenzen schafft, Ausland schafft, «Feinde» schafft. Was außerhalb der Grenzen liegt — es mag eine Gruppe gleichen Stammes, gleicher Sprache, nicht selten gleicher Volkheit sein — ist Ausland. Ausland schafft Vaterland. Indem nun der Staat seine Grenzen schützt und verteidigt, schützt und verteidigt er auch seinen Untertanen, der ihm dafür dankbar ist und ihm zuweilen mehr gibt als ihm gebührt. Das regierte Volk räsontiert nicht, schaut nicht tief und weiß nicht, daß es dem Staat bzw. den Herrschenden nicht so sehr um des Volkes Wohl als um dessen Steuerfähigkeit zu tun ist. Das tritt besonders kraß in jenen Staaten zutage, die, ohne auf die Tragfähigkeit der Bürger zu achten, diese mit Steuern so schwer belasten, daß sie darunter zusammenbrechen. Dem Staatssäckel ist es einerlei, wovon er sich füllt, und mag es auch der Ruin von Hunderttausenden sein. Je mehr, je besser. Der Herrschende sieht es nicht gerne, wenn ihm der Nachbar seine Steuerzahler wegkapert. Der Nationalitätenstaat diene als Exempel. Der historische Staat kennt zwei Klassen: die an Zahl geringe der arbeitslos Genießenden und die unzählige der genußlos Arbeitenden (und Steuern Zahlenden). Er ist uns indessen zu einer Notwendigkeit geworden, die wir uns nicht mehr so leicht hinwegdenken können, hinwegdenken wollen. Die Staatskategorien sind uns in Fleisch und Blut übergegangen; nichtsdestoweniger sagt uns die Vernunft, daß der Staat — ob wir auch seiner nicht entraten können — ein Uebel sei, und zwar des-

Literatur.

Geschichte der deutschen Kunst

von H. und O. Luckenbach.

Im Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, ist eine einbändige, 500 Seiten starke, mit 572 Abbildungen, 80 Tafeln in Schwarzdruck und 6 farbigen Tafeln versehene Geschichte der deutschen Kunst erschienen, die kraft ihrer knappen, leichtfasslichen Darstellungsart, der klaren Stoffgliederung und des illustrativen Reichtums vorzüglich geeignet ist, kunstgeschichtliches Wissen und Kunstverständnis ins Volk zu tragen. Der Preis des Werkes in Ganzleinen stellt sich auf Mark 18.50 und ist angesichts der guten und schönen Ausstattung und der textlichen und bildlichen Stofffülle als sehr mässig anzusehen.

Welch grosses Gebiet öffnet sich unsern Blicken! Wie viele Jahrhunderte müssen wir durchwandern, bis wir an den Anfang des Kunstschaffens kommen! Auf wie viele Arten äussert sich das bewusst gewordene Empfinden für Schönheit! Es will etwas heissen, diese vielgestaltete Welt in einem Werke so zusammenzufassen, dass das Wesentliche als eine Einheit daraus hervorgeht. Den Verfassern dieses Werkes ist es aber — um ein Gesamturteil voraus zu geben — trefflich gelungen, aus dem scheinbar zufälligen Nebeneinander und Nacheinander in der Zeit eine einheitliche Entwicklungsreihe zu kristallisieren. Wir bekommen einen Ueberblick über das innere Werden deutscher Kunst im Laufe der Jahrhunderte; wir sehen eine Linie aufsteigen, sich abbiegen und wieder aufsteigen: es ist der Spiegel der Völkerpsyche, geoffenbart durch die grossen Werke der Kunst.

Wertvoll ist dabei die Gruppierung des gesamten Stoffes in Architektur, Plastik und Malerei. Zwar ergeben sich damit drei verschiedene Entwicklungslinien. Allein der Entwicklungsgang der einzelnen Kunstgattung tritt so viel klarer hervor, der

Leser verliert sich nicht bald dahin, bald dorthin, und schliesslich vereinigen sich die verschiedenen Linien doch zu einem Ganzen und gewähren dem Leser einen umfassenden Gesamtüberblick.

Die Kunst ist Gestalt gewordener Menschengestalt und ist Menschheitsgut; sie kümmert sich nicht um Grenzpfähle. So haben sich auch die Verfasser, obwohl sie ihr Werk Geschichte der *deutschen* Kunst nennen, nicht ängstlich an die Grenzen gehalten, sondern sie zeigen auch die Einflüsse, die von aussen kamen, die Zusammenhänge zwischen einheimischem und ausländischem Kunstschaffen, und sie scheuen sich nicht, nichtdeutsche Künstler an erster Stelle zu nennen, wo es deren Bedeutung rechtfertigt. Gewiss hat jedes Volk seine Eigenart, die sich aus dem Klima, der Bodenbeschaffenheit und manchen andern Faktoren ergibt. Und diese Eigenart gibt sich auch in der Kunst zu erkennen. In diesem Sinne hat man ein Recht, von nationaler Kunst zu sprechen; aber man darf dabei den Zusammenhang mit dem, was jenseits der Grenze besteht und geschieht, nicht vergessen. In diesem weitherzigen Sinne fassen H. und O. Luckenbach den Begriff «deutsche» Kunst auf.

Die methodische Durchführung der kunstgeschichtlichen Belehrungen verdient alles Lob. In langsamem Gange durch die verschiedenen Epochen lernen wir an treffenden Beispielen das Charakteristische jeder Zeit kennen und werten. Die Verfasser geben klare, bestimmte Urteile, ohne pedantisch zu sein oder ihre Meinung dem Leser aufzudrängen. Sie sind Führer, sie machen auf das Wesentliche aufmerksam, sie geben den Schlüssel zum Kunstverständnis; sie leiten den Leser zum rechten Schauen; aber auch dazu an, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Besonders suchen sie dem Leser klar zu machen, dass jede Kunst aus ihrer Zeit und Vergangenheit heraus verstanden sein will und dass man sich in die Gedanken- und Gefühlssphäre ihrer Zeit versetzen muss, um sie verstehen zu können.

Auch die Persönlichkeit der Künstler lernen wir kennen. Um

halb, weil er so wenig die persönliche Würde in dem Einzelnen achtet und seltsamerweise diese Mißachtung häufig mit seiner Sorge um das Wohl des Einzelnen begründen zu können meint.

Wir sagen: der Staat ist eine Notwendigkeit geworden — und fragen: «Was ist sein Sollen?» und: «Was ist sein Tun?» und: «Wie stehen Staat und Staatsangehöriger zueinander?»

Sache des Staates ist — so sagten wir vorhin —: Schutz der Grenzen nach außen und Wahrung des Rechts nach innen. In den ihm von rechtswegen zufallenden Wirkungskreis gehören also: Wehrmacht, Polizei und Gericht. Diese Funktionen genügen, sein Daseinsbericht zu begründen, sein Dasein zu erhalten. Allein der Staat gibt sich damit nicht zufrieden, sondern usurpiert (beansprucht) für sich noch viele andere Funktionen, die mit seiner eigentlichen Bestimmung nichts zu tun haben, und mit diesem Augenblick wird er ein lastendes Uebel, dessen Regeln und Gebote den Menschen von der Wiege bis zum Sarge begleiten, ihn zu hemmen, ihn zu fesseln, der Würde und der persönlichen Freiheit hohnzusprechen. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Gebote, gleichviel ob sie sozialer, religiöser oder ethischer Natur sind, nur ad usum (zum Gebrauch) des Einzelnen von den Vielen, der Gemeinschaft geschaffen sind, aber von den Einzelnen unter den Herrschenden nicht immer respektiert werden müssen. Diese dürfen sich nach jeder Richtung hin ausleben. Princeps (hier im weitesten Sinne des Wortes gebraucht) legibus solutus. (Den Herrschenden bindet kein Gesetz.) (Schluß folgt.)

Der Vergessenheit entrissen.

Am 19. September wurde in dem französischen Dorfe St. Martin-du-Frêne ein Denkmal für den Humanisten *Sebastian Castellio* (1515—1563) eingeweiht. Damit wird ein Name und ein Mann der Vergessenheit entrissen, der es wohl verdient, daß seiner mit einigen wenigen Worten gedacht werde. Besonders wir Freidenker dürfen nicht achtlos an ihm vorbeigehen. Ich halte mich in der gedrängten Darstellung seines Lebens vor allem an Mauthners Geschichte des Atheismus im Abendlande.

Castellio war weder Held noch grosser geistiger Befreier. 1540 wurde er als Hausgenosse Calvins in Genf für dessen Glauben gewonnen; im «Rom Calvins» versah er das Amt eines Schulrektors. Aber bald erweckte er durch seine Übersetzungen und Schriften das tiefe Mißtrauen der religiösen Führer Genfs. Er wagte es, selbständig zu denken und mannhaft zu den Resultaten seines Denkens zu stehen. Das zog ihm den glühenden Hass dieser protestantischen

Päpste zu, und wahrscheinlich wäre er, wie später Servet, den unduldsamen Reformatoren Calvin und Beza zum Opfer gefallen, wenn er sich nicht rechtzeitig nach Basel geflüchtet hätte. Hier wurde er nach langen Jahren als Magister der griechischen Sprache angestellt, lebte aber mit seinen 8 Kindern in bethelhafter Armut. Er sah sich genötigt, sich als Tagelöhner zu verdingen, er fischte eigenhändig das Treibholz aus dem Rhein, um es für seinen und anderer Leute Nutzen zu verwerten. Er ist hier in Basel in bitterster Armut und Verlassenheit gestorben.

Was ihn am schärfsten mit seinen früheren Genfer Religionsgenossen verfeindete, war sein Eintreten für Toleranz in religiösen Fragen, sein Einstehen für volle Gewissensfreiheit, sein Kampf gegen alle Glaubensverfolgung. Von Basel aus tadelte er scharf die grausame Hinrichtung des Servet durch die protestantische Inquisition. Er vertrat damals schon den bereits zum Gemeingut gewordenen Gedanken, daß auch die Religionen sich entwickeln und nicht starre Gebilde seien. Jede gehässige Glaubensverfolgung widerspricht dem innersten Wesen des Christentums: «Man müsste Christum für einen Moloch oder ähnlichen Gott halten, wenn er verlangte, daß ihm Menschen geopfert und lebendig verbrannt werden müssten». Der stärkste und letzte Grund für diese seine Friedensliebe war wahrscheinlich ein tiefer Zweifel an der Möglichkeit, in religiösen Fragen zu einer Gewissheit zu kommen.

Castellio war nicht Freidenker; daß er für seine Ideale Armut und Verlassenheit auf sich nahm, und zwar für die Ideale der Toleranz und Gewissensfreiheit, macht uns den Mann sympathisch. Religiöse Duldung ist bereits eine Station auf dem Weg zur religiösen Indifferenz, sie wirkt relativierend und aufweichend auf die hartherzige und unduldsame Strenge der starren Dogmatik. Wir Freidenker legen ihm als einem Wegbereiter zu Zielen, die auch wir noch nicht überall erreicht haben, in Gedanken einen Kranz schlichten Angedenkens an sein Denkmal. H.

F. C. Müller-Lyer.

Am 29. Oktober 1926 hat sich sein Todestag zum zehnten Male gejährt.

Müller-Lyer war einer der besten Theoretiker unserer Bewegung. — Von Beruf ursprünglich Arzt, hatte er gediegene Kenntnisse in den Naturwissenschaften und, was besonders wertvoll ist, die strenge naturwissenschaftliche Denkschulung. Müller-Lyer ist aber nicht einseitiger Naturwissenschaftler geblieben; gerade die praktische Tätigkeit als Arzt führte ihn weiter: zu den Problemen und der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Das Studium der Kultur-

ihre Werke zu verstehen, muss man auch etwas von ihren Lebensumständen, ihrer Lebensanschauung wissen, denn ein Kunstwerk wird nicht nur von den Zeitumständen, sondern auch, und zwar in hohem Masse, von der Persönlichkeit seines Schöpfers bestimmt. Niemand schafft so sehr aus seinem innersten Wesen heraus, als eben der Künstler, sei er nun Maler oder Bildhauer oder Dichter oder Musiker. Die Verfasser haben sich beim Biographischen an Künstlerpersönlichkeiten gehalten, die für das deutsche Volkstum kennzeichnend sind. Hier weitere Kreise zu berücksichtigen verbot ihnen der im Verhältnis zur Stofffülle knappe Raum. Auch das Biographische ist harmonisch eingegliedert, verliert sich nicht in nebensächliche Einzelheiten, sondern gibt das Wesentliche, Bedeutungsvolle. Und so macht das Werk in seiner Gesamtheit wie in seinen Teilen selber den Eindruck eines Gemäldes, dem der Schöpfer durch zweckmäßige Beschränkung auf das Wesentliche ohne Vernachlässigung irgend einer Einzelpartie Grösse und Wirkungskraft verliehen hat.

Das Werk sei den Lesern der «Geistesfreiheit» zur Anschaffung, besonders auch zu Geschenkzwecken auf die bevorstehende Wintersonnenwende hin, bestens empfohlen.

L. Brauchlin.

Die Aussichten des Christentums.

Soeben ist mir ein kleines Bändchen von 135 Seiten in die Hände gefallen. Es kostet nur Fr. 5.—, ist von *Bernard Shaw*, dem berühmten und bekannten englischen Satiriker verfasst und heisst: «Die Aussichten des Christentums» (Fischer-Verlag, Berlin 1925). Die Übersetzung ist für die, welche es deutsch lesen wollen, mustergültig. Der Inhalt ist: in seinem Aufbau und seiner Auswirkung geradezu überwältigend. Die Satyre ist dezent, wirkt aber gerade deshalb um so tiefer und nachhaltiger. Das Büchlein ist ein herrlicher Genuss für denkende und prüfende Menschen, aber eignet sich keineswegs für «unentwegte Anhänger

von Thron und Altar. Der Stil ist klassisch, und der Gedankenreichtum in der Freiheit der Auffassung und in der logischen Entfaltung der sog. christlichen Weltentwicklung bis in die geheimsten Falten psychologischen Empfindens hinein ist bis jetzt und, wird wohl auf Jahrzehnte hinaus kaum übertroffen werden können. Wenn die christliche Orthodoxie protestantischer und katholischer Herkunft sich in ohnmächtiger Wut gegen diese Publikation aufbäumte, so beweist dies nur, wie gefährlich ihnen eine solche Geistestat erscheint. Folterkammer und Feuertod würden Bernard Shaw unnachsichtlich treffen und das Werk würde von Henkershand verbrannt, wenn diese Vertreter eines faßchen und zu machtpolitischen Zwecken missbrauchten Christentums noch die Macht dazu besitzen würden. Es geht diesen Leuten ans Lebendige, wenn Shaw in der Einleitung schreibt:

«Wir haben immer das sonderbare Gefühl gehabt, dass der ans Kreuz genagelte Christus es fertig gebracht hätte, die Welt umzugestalten, wenn wir Menschen bessere Menschen gewesen wären und seinen Plan einmal ernstlich ausprobiert hätten. Die kapitalkräftige Welt aber ist seit der Kreuzigung dauernd antichristlich gewesen, die Priester waren keine Christen und niemals wurde die Lehre Christi in politische und allgemein soziale Praxis umgesetzt. Wo waren aber die Nachfolger, die dies getan haben? Ich habe keine Sympathie für Vagabunden und Redner, welche die Gesellschaft zu reformieren versuchen, indem sie die Menschen ihrer regelmässigen produktiven Arbeit entziehen wollen, um aus ihnen Redner und Vagabunden zu machen. Ich betone ausdrücklich, dass, wenn Jesus die praktischen Probleme, die sich aus seiner kommunistischen Auffassung, aus dem Anerkennen, Verbrechen rache- und straflos bewältigen zu müssen und aus der Uebnahme göttlicher Verantwortlichkeit durch die Menschheit, hätte ausarbeiten können, er der Welt einen unermesslichen Segen gebracht hätte, weil diese seine spezifischen Forderungen sich heute als vernünftig und ökonomisch gesund erwiesen haben. Wie wäre es wohl gekommen, wenn er die